

BESPRECHUNGEN

Östliche Nachbarnationen

DALOS, György: *Der Vorhang geht auf.* Das Ende der Diktaturen in Osteuropa. München: Beck 2009. 272 S. Gb. 19,90.

Polens großer Historiker, der Soziologie Jerzy Szacki bemerkte vor Jahren, der Totalitarismus sei „ein verrückter Versuch (gewesen), die kleine und die große Geschichte zu vereinen“. Wenn es so war, ist dem 1943 in Budapest geborenen Schriftsteller György Dalos fast ein Geniestreich gelungen: Er vereint die kleinen und großen Geschichten vom Ende des „roten Gürtels“, in den die Sowjetmacht unsere östlichen Nachbarn als Kriegstrophäen gepreßt hatte, mit punktgenauer Anschaulichkeit. Der Rezensent, der über drei Jahrzehnte als Korrespondent in diesen Ländern lebte und arbeitete, hat bisher keine konsistentere Darstellung der europäischen Schicksalswende gelesen. Präzision schenkt hier Atmosphäre – und nicht umgekehrt, wie es viele Essays von Literaten zur Politik so gerne glauben machen. Dabei findet der Autor noch Raum für einen gewitzten Unterton, der bisweilen an Jaroslav Hašek erinnert, dessen braver Soldat Schwejk sich irgendwie von der Doppelmonarchie in die Donau-Diktaturen hinüberrettete, bevor sein Biotop in den Nachwende-Demokratien verschwand.

Am 10. März 1985 starb der sowjetische Parteichef und Bürokrat Konstantin Tschernenko, dem der damals jung-dynamische Michail Gorbatschow und seine Perestrojka folgten. Dalos nutzt die Trauerfeier als Einstieg, um die sechs am Sarg versammelten „machtmüden Cäsaren“ Osteuropas – sie alle stürzten vier Jahre später – kurz und

prägnant vorzustellen. Bildhaft beschreibt der Autor, wie schnell Gorbatschow die alten Satrapen sich selbst überließ: „Mit seinen Ideen bereiste er, Erfolg erheischend wie auf einer Konzerttournee, die große, weite Welt, was dem Geschmack des schamhaft-puritanischen Kádár (dem ungarischen Parteichef) kaum entsprechen konnte.“ Die Nöte des Riesenreiches, die Gorbatschows Reformen gleichzeitig bloßlegten und mit verursachten, ließen ihn bald eine „Entlastungspolitik“ (wie Dalos sie nennt) suchen. Schon im Juli 1986 gestand er im engsten Zirkel der Macht: „Wir können keine administrativen Methoden in der Führung der Freunde mehr anwenden ... Das bedeutet nämlich, das wir sie uns auf den Hals laden.“ So zog es die „Freunde“ halbherzig zu Reformen – und halb sanken sie unter dem Aufbegehren ihrer Bevölkerungen dahin.

„Polen: Die Tafelrunde der Erzfeinde“ lautet das erste Kapitel, und ihm wohnt – wie auch allen weiteren Teilen des Buches – zugleich der Zauber des Anfangs inne wie auch die leise mitschwingende Wehmut angesichts der heutigen gesellschaftlichen Konflikte und Entfremdungen in Osteuropa. „Die Systematik der Verhandlungsführung war von vornherein auf Konsens ausgerichtet“, erinnert Dalos an Warschauer Runden Tisch, „das Zusammenbringen der verfeindeten Eliten des Staates war eine absolute Pionierleistung“.

Sie wäre allerdings ohne die Vorleistung der katholischen Kirche kaum so gelungen. Der Autor ordnet auch ihre Rolle gebührend ein: „In den Jahren des Ausnahmezustands erwies sich der Klerus als natürlicher Vermittler zwischen den verfeindeten Blöcken,

zwischen Staatsapparat und Zivilgesellschaft.“ Längst bevor die Partei der „führenden Rolle“ abschwor, hatte die Kirche diese schon übernommen. Auch in der damaligen ČSSR war es nicht die samtene Revolution von Prag im November 1989, sondern eine katholische Initiative, die tief in der slowakischen Provinz schon im März 1988 mit öffentlichen Gebeten für Glaubensfreiheit und Menschenrechte die Bevölkerung erstmals wieder auf die Straßen und gegen das System in Bewegung brachte.

In Ungarn fehlte die vermittelnde Macht des Klerus. Dafür zeigte eine „Mischung aus sozialistischer und bürgerlicher Demokratie erstaunliche Reife des zivilen Denkens“. Das klingt fast schon nach einem goldenen Zeitalter, verglichen mit der Entwicklung seither. Dalos beschreibt sie am Beispiel Polens, das aber auch viele Züge der Nachbarn spiegelt: „Auf der einen Seite der ‚dicke Schlußstrich‘ und Monetarismus, gepaart mit postkommunistischem Neu-reichtum, auf der anderen Seite der postume Antikommunismus mit nationalen und klerikalen Versatzstücken aus der Vorkriegszeit oder gleich aus dem Mittelalter.“

So engagiert der Autor die Bürgerbewegungen begleitet hat, so unverklärt sieht er doch auch, daß ihnen klare Vorstellungen dafür fehlten, wie Macht und Verantwortung wahrgenommen werden konnten. Woher sollten unsere Nachbarn die auch haben, möchte man ergänzen, nach einem Minimum an demokratischer Vorgeschichte (die Tschechoslowakei ausgenommen) und einem Maximum an Entmündigung durch Hitler, Stalin und die eigenen grauen Herren der Planbürokratie?

Christian Schmidt-Häuer

MANGOTT, Gerhard: *Der Russische Phönix. Das Erbe aus der Asche*. Wien: Kremayr & Scheriau 2009. 221 S. Gb. 19,90.

Die Darstellung will zeigen, daß sich der russische Phönix im Unterschied zum mythischen Phönix, der sich in strahlendem Glanz aus der Asche emporhebt, auch durch „häßliche Züge“ und „aggressive Klauen“ auszeichne und bisweilen „eine gefährliche Flugbahn“ einnehme (10). Dies liege daran, daß es dem russischen Phönix schwer falle, sich aus der ihm weiterhin anhaftenden und ihn niederdrückenden Asche zu befreien. Mit diesem Bild verweist der Autor auf das schwierige Erbe des Landes und die zwangsläufig prekäre Transformation in Richtung Demokratie und Marktwirtschaft.

Der Politikwissenschaftler Gerhard Mangott zeichnet in seinem Buch die großen Entwicklungslinien seit dem Regiment Boris Jelzins bis zum „Tandem“ Wladimir Putin/ Dimitri Medwedjew nach. Die Darstellung ist sowohl chronologisch als auch nach thematischen Schwerpunkten geordnet. Zu diesen zählen etwa Rußlands heftig umkämpfte Verfassungsordnung, weiter die sogenannte „Raubprivatisierung“ und die damit verbundene Verfilzung von Politik und Wirtschaft, schließlich die Ursachen und Folgen der Tschetschenienkriege. Mangott streicht zurecht den grundlegenden Unterschied in der Wahrnehmung des ersten und des zweiten Kaukasuskonflikts heraus. Hatte der erste Waffengang, dank der in den Jelzin-Jahren freien Berichterstattung in den Medien, weitaus mehr Kritik als Unterstützung seitens der russischen Bevölkerung auf sich gezogen, so löste der zweite Krieg, dank der nunmehr staatlichen Lenkung der Medien, eine Woge nationalistischer Begeisterung aus. Die neue Medienzensur bewirkte auch, daß Kriegsgreuel verheimlicht wurden und die Gefährdung der Sicherheit aller Russen durch potentielle islamistische Terroristen in den Vordergrund trat.

Bei der Analyse der „Putin-Ära“ geht der